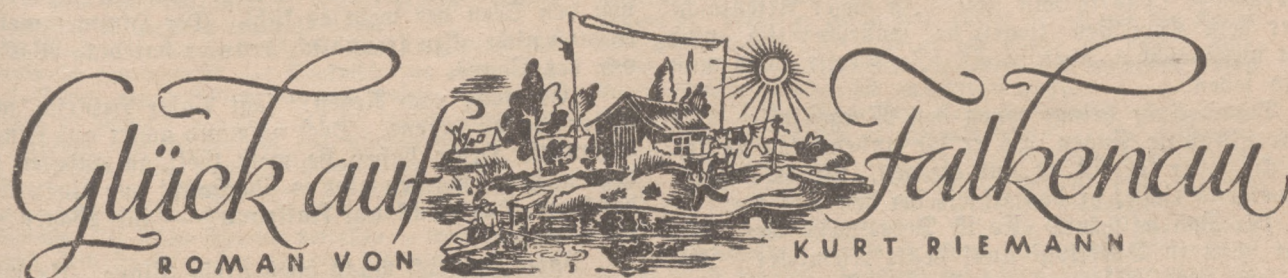


In freier Stunde



(27. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

„Nein, Herr Doktor Korff kriegte alles von oben her schriftlich. Ich bin eigentlich nur Bote an seiner Statt. Es handelt sich um ein großes Geschäft, das für unsere Fabrik von gewaltiger Bedeutung ist.“

„Gewiß,“ ergänzt Niemöller mit heißendem Spott, „wenn es klappt, fliegen zweitausend Mann auf die Straße und gehen stempeln. Lieber Herr, ich fange jetzt an, Mitleid mit Ihnen zu empfinden. Sie scheinen ja tatsächlich ahnungslos zu sein! Nun, die Wahrheit ist so: Dieser Korff ist ein Betrüger ganz großen Stiles. Seine Konstruktion, die nach den Gesetzen unseres Landes dem Wert, der Amag, gehört, weil sie nur eben dort entstehen konnte, verschachert er an das Ausland, betrügt die Amag wahrscheinlich mit einer wertlosen Nachahmung, um dann, wenn alles zu spät ist, längst über alle Berge zu sein. Dann weisen Sie der Staatspolizei mal nach, daß Sie von allem nichts gewußt haben! Heute glaube ich Ihnen noch, dann aber glaubt Ihnen kein Schulkind mehr.“

Friedrich Bernide hört diesem unerbittlichen, unheimlichen Reisegefährten entgeistert zu. Entsetzen ergreift ihn. Es wird mit einem Male hell in seinem Kopf, er beginnt, diese ganze Komödie zu durchschauen, bei der er wochenlang die Hauptrolle ohne sein Wissen gespielt hat. Großer Gott . . . das ist doch fast ausgeschlossen . . . ? Gewißheit! Gewißheit muß er haben. Er reißt die Aktentasche unter dem Kopftischen hervor. Jetzt will er klar sehen um jeden Preis.

Aber Niemöller legt ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

„Was wollen Sie denn da tun? Ist doch alles versiegelt, was in Ihrer Aktentasche von Bedeutung ist. Und außerdem . . . was wollen Sie Herrn Korff sagen, wenn Sie in Berlin ankommen?“

„Daß er ein gewissenloser Schurke ist! Anzeigen werde ich ihn . . . oh, diese acht Jahre vergesse ich ihm nicht! Dieser Hund . . . dieser niederträchtige Hund!“

Bernide wird von einem dumpfen Schluchzen geschüttelt, das aus den Tiefen seiner Verzweiflung ausbricht, ohne sich in Tränen zu zeigen. Beruhigend nimmt Niemöller seine Hände. Nein, dieser Mann ist kein Schurke. Wer weiß, was ihn an Korff bindet. Unter seinem gutmütigen Zuspruch wird der andere langsam ruhiger, rafft sich zusammen, gewinnt seine Fassung wieder.

„Sie sollen alles wissen,“ beginnt er endlich, „alles.“

Und nun folgt eine lange Geschichte, die eigentlich die Erzählung eines verpfuschten Lebens ist.

Friedrich Bernide, als Reserveoffizier aus dem Felde heimgekehrt, findet eine Stellung in der Lohnzahlstelle einer Automobilfabrik und trifft hier mit dem jungen Ingenieur Korff zusammen. Der Taumel der Inflationsjahre läßt den sonst so soliden Mann ins Gleiten kommen, er spekuliert und verliert natürlich. In seiner Hilflosigkeit verwendet er Gelder der Firma zu neuen Versuchen, die die alten Verluste wieder aufholen sollen. Wie immer . . . auch das schlägt fehl. Eine Kassenrevision steht vor der Tür, er muß damit rechnen, am nächsten Tag hinter Schloß und Riegel zu kommen, wenn er die Summe nicht erlegt. Da erscheint Korff als helfender Engel. Er leiht ihm das Geld — allerdings, Bernide muß zwei Scheine unterschreiben: einen Schuldschein und eine freiwillige Bestätigung, daß er anerkenne, unterschlagen zu haben, unter genauer Angabe aller Umstände. Bernide hätte damals auch unterschrieben, sich in zwei Tagen zu erschießen. Bei der nächsten Betriebseinschränkung wurde er entlassen. Er hatte von seiner Schuld gerade ein gutes Drittel abtragen können. Da machte ihm Korff den Vorschlag, als Sekretär zu ihm zu kommen und den Rest so abzarbeiten — in Wahrheit als sein Diener, Helfer, als sein Schatten.

„Ich hab' diese verhängnisvolle Schuld längst getilgt,“ schließt er seinen Bericht. „Aber Korff hat ja noch den anderen Schein, den Schein . . . mit dem er mich gefesselt hält, solange es ihm beliebt. Wenn aber das Geschäft mit Prag glücklich zu Ende geführt, und Korff Direktor bei der Amag geworden wäre . . . dann . . . dann sollte ich frei sein. Und jetzt bin ich zum Helfershelfer eines Schurken geworden! Aber Gott ist mein Zeuge, daß es ein solches Bubenstück ist, habe ich nicht geahnt!“

Niemöller sieht den gebrochenen Mann mitleidig an. Der hat seine Schuld gebüßt. Der soll nicht leiden müssen unter dem, was nun kommt.

Bodenbach, die Grenzkontrolle, das Elbtal, alles fliegt vorüber. Die beiden Männer sehen nicht den jungen Tag heraufdämmern, der die seltsamen Sandsteinblöcke der Sächsischen Schweiz als Schattenriß

gegen die frühe Morgenröte stellt. Sie sehen nicht, wie auf der Elbe, deren Lauf sie folgen, das erste Leben erwacht das Qualmen eines Schloßes, der feine Rauch aus den Rombüsen der Schiffer, in denen die Frauen den Morgenkaffee bereiten. In Dresden erwacht mit ihnen der Karm des Bahnhof, seine kurze Ruhepause ist beendet. Als sie in Neustadt über die Elbe rollen, ist die Sonne da.

Sie sitzen und besprechen, was zu tun ist. Aus den Gegnern sind Verbündete geworden.

Korff darf noch nichts merken. Niemöller will erst dann zuvaden, wenn er alle Fäden, alle Beweise lückenlos in der Hand hat: die Ankaufsverträge mit Korffs Unterschrift. Das ist sein Ziel. In dieser Aktentasche unter dem Kopfkissen liegen sie wahrscheinlich, noch nicht unterzeichnet, aber bereit. In Berlin wird man es ja sehen.

Der Kellner bringt ihnen den Morgenkaffee. Er macht erstaunte Augen, als er die unbenutzten Betten erblickt, aber er ist zu gut erzogen, um zu fragen. Schweigend richtet er das Abteil für den Tag her.

Der Zug hält kurz. Es ist Dobrilugk. Gott, wer steigt schon in Dobrilugk aus! denkt Niemöller. Ihn hat jetzt das Jagdfieber gepackt. . . Berlin, Berlin, wo bleibt Berlin? Die letzte Stunde scheint endlos. Endlich rasselnd der Zug durch die bekannten Vororte Pichtenrade . . . Mariensfeld . . . er überholt einen Stadtbahnzug . . . Menschen fahren zur Arbeit, ihr Tag beginnt . . . rechts dehnt sich das weite Gelände des Tempelhofer Feldes . . . vorsichtiger knattern die Räder über Kreuzungen und Weichen . . . das Häusermeer der Stadt umfängt sie . . . dampfend, ätzend ein müder Wandrer, rollt der Zug in die Halle des Anhalter Bahnhofs . . . die Fahrt ist zu Ende.

Die beiden fahren zu Niemöllers Wohnung, Friedrich Bernide hat ja reichlich Zeit. Vor neun Uhr . . . Korff setzen auf. Den erfahrenen Händen Niemöllers ist es ein leichtes die Siegel unmerklich zu entfernen. Der Inhalt der Papiere wird photographisch festgehalten. Niemöllers Vermutungen sind richtig gewesen. Inhalt ist ein Vertragsentwurf und ein ausgeführtes Exemplar mit den Unterschriften der Prager.

Korff hätten sie die Photos vergessen, die Korff scheinbar seinem Vertragsentwurf beigelegt hatte. „Das ist doch wohl ein Verstoß? Und das hier ein Motor nicht?“ fragt Niemöller.

Bernide besieht die Bilder interessiert.

„Ja . . . das ist ein Vergaser. Das muß wohl in Werder aufgenommen sein. Vor drei Tagen war Korff dort. Ich hab' ihn noch gegen halb zehn mit dem Sportwagen abgeholt.“

„Was hat denn Korff in Werder zu photographieren?“

„Vielleicht baut er heimlich in irgendeiner Werkstatt.“

„Verstehe ich nicht recht. Na, aber das ist bei der ganzen Sache nicht so wichtig, das mögen die Herren Nachhaken nachher herausfinden. Wir werden das auf alle Fälle wohl mitproduzieren.“

Als der Umschlag wieder geschlossen ist, kann auch der gemiegteste Nachmann nichts davon feststellen, daß er geöffnet war.

„Also, Herr Bernide, meine Telephonnummer wissen Sie! Meine Anschrift auch. Ich rechne auf Sie! Sie haben mein Versprechen, daß Ihnen niemand ein Haar krümmt, oder daß alte Geschichten wieder aufgewärmt werden. Wenn Sie anrufen, weiß ich, was los ist. Reissen Sie dann mit Gott . . . tun Sie, als sei alles in Ordnung. Ich werde Sie schon zu finden wissen. Und . . . keine Angst! Ich hab' schon andere Dinge bis zu Ende durchgestanden.“

Mit einem guten Händedruck trennen sich die Männer.

Niemöller pfeift leise, aber schrecklich falsch vor sich hin, er ist zufrieden. Dann legt er sich daheim auf das Sofa, den versäumten Schlaf nachzuholen, denn so sehr er seinen Beruf liebt, um seiner bunten Bewegtheit willen, so sehr ist es ihm verhaßt dabei, daß er manchmal eine Nacht nicht den Schlaf bekommt, den er zu brauchen meint: gute acht Stunden.

Punkt drei Uhr sind sie aufgestanden und trinken Kaffee im Stehen.

Das erste Morgenrauen liegt noch über Werder, von den Seen her weht es kühl. Der Himmel meint es auch nicht allzu freundlich, denn er hat dicke Wolken vor der Sonne.

„Es riecht nach Regen!“ sagt Vater Heinrich, mit vollen Backen kauend. Doch niemand achtet auf seinen Ausruf. Heute haben sie weiß Gott an anderes zu denken, heute morgen gibt es überhaupt nur einen Gedanken: „Das Glück auf Falkenau“ — ihr Wagen — wird laufen.

Vater Heinrich macht schon große Pläne. Er will ein großes Werk gründen, der Doktor soll es leiten, und Thiele und Schorsch sollen Werkmeister werden. Schorsch vielleicht auch der Rennfahrer dieses Riesenkonzerns, weil er doch gut anderthalb Jahre Tage gefahren ist.

Der Doktor winkt lachend ab.

„Hör auf, Vater Heinrich! Erst laß die Riste mal laufen! Dann — — wenn sie läuft — — müssen wir das Rennen auf der Nürburg gewinnen . . . und dann erst können wir weitersehen. Glaub nur nicht, daß sich alles nach Rennwagen drängt!! Und überhaupt, Kinder, wenn alles gut geht . . . ich hab' was ganz anderes im Sinn!“

Alle sind sie neugierig, aber er läßt sich auf nichts ein.

„Erst mal laufen lassen und dann gewinnen!“ meint er zweifelnd. „Das ist nämlich gar nicht so leicht. Glaubst nicht, daß die andern alle Schafsköpfe sind! Die kommen mit einem Rennstall, Rennleitung, Ersatzteillager und wer weiß was an. Und wir? Wir schießen wahrscheinlich alle die Böcke die die andern vor fünf Jahren geschossen haben. Also arbeiten . . . Mund halten und abwarten!“

„Der Doktor ist eben ein Pessimist!“ resigniert Vater Heinrich. „Er hat keine Phantasie, und da ist eben nichts zu machen. Verdorben für alles Hohe und Grosse.“

„Ne, das nicht. Aber ein Techniker rechnet immer nur mit erfahrbaren Größen. Aber nun los, Tungs! Wenn die Autos von Herrenfahrern wimmeln, können wir nichts mehr machen.“

Sie brechen auf. Der Doktor im neuen Rennwagen, der jetzt silberweiß im neuen Lack glänzt. Ganz zart hat Schorsch mit feinen Buchstaben hinter den Einstieg gemalt: Glück auf Falkenau. Das ist rührend und hoffnungsvoll zugleich. Schorsch und die andern kommen in der alten Kaffeemühle von Thieles Schwager nach, die eigentlich nur noch auf Obst- und Gemüsetransport eingestellt ist. Vorsichtig windet sich die seltsame Karawane bis an die Autos heran.

Die im Morgendunst schimmernde Prüfstrecke liegt noch leer und verlassen.

Schorsch, der den Wagen ja auch im Rennen fahren soll, steigt als erster ins „Glück auf Falkenau“.

Die andern nehmen Aufstellung mit Stoppuhren und schicken ihn auf die Reise, mit Ratschlägen wohl- versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Innozenz und seine Nebenbuhler

Heitere Skizze von Ella Luise Rauch.

Es war vielleicht gar nicht so notwendig, aber Herr Guldentäsch hatte Marietta Dillburg nun bestimmt, die Lisen für seine Gartenbauanlagen zu führen und ein obrigkeitliches Auge auf den neuen Betrieb zu haben. Inseheim aber wäre er bereit gewesen, sie zu Frau Guldentäsch zu machen, wenn... Nun ja, er war ein kleiner rundlicher Herr, etwas ältlich und merkwürdig gravitätisch. Marietta aber außer ihrem reizenden Pörschen und den Einfällen, die sie im Kopfe hatte, nichts; es war deshalb doch nicht anzunehmen, daß sie Klauen machen würde, wenn Herr Guldentäsch ernsthaft wurde.

Zunächst bewies sie nur Interesse für das Tierleben. Mit ihrem Schreibtisch bewohnte sie eine Saalnishe des alten burgähnlichen Geländes. In der Nische nebenan wohnte auf seinem Ständerbaum der Papagei Innozenz, der als uraltes Inventarstück beim Ankauf von Guldentäsch mit übernommen worden war. Der Vortisch dieses Vogelgreises war legendenhaft.

Marietta liebte er. Nicht wegen des schwarzen Kaffees, den sie ihm reichlich schenkte, eher vielleicht, weil sie stören konnte wie ein Virtuos. Sie fühlte sich recht verlassen — manchmal — sie hatte viel Zeit, sie besaß kein anderes Instrument, und so pfiff sie mit außerordentlichem Wohlklang alle Melodien, um die sie wußte, und war das zufrieden. Sie liebte es, sich an das offene Fenster zu stellen. Auf die Sekunde erschien Innozenz vor ihr im Gitter, suchte die Stelle, wo sein Ohr sich ihrem flötenden Munde gegenüber befand, und erlebte nach seinem ganzen Gebaren dabei höchste Papageienwonne. Ubrigens pflegte auch der Gartenbau-Insektor die Flötensoli Wenigstens pflegte man ihn dann in der Nähe anzutreffen.

Innozenz' Tisch war stets reichlich gedeckt. Doch lebte er, wenn es nicht um Kaffee ging, der Mäßigkeit. Die Mäuse wußten es, die im Hause wohnten. Sie konnten die besten Bissen von seiner Tafel holen. Er war zu vornehm, von ihnen Notiz zu nehmen. Marietta aber hatte noch in Gelegenheit gehabt, das Familienleben der Mäuse zu studieren. Sie tat es mit Begeisterung, und das hatte zur Folge, daß die Tiere sich so dreist an ihren Krühstückerlerten setzten, wie sie es bei Innozenz gewohnt waren. Das ging ihr über die Hutschnur.

Sie blickte Herrn Guldentäsch streng an, als er an einem Sonntagsabend wieder nach seinem Betrieb zu schauen kam. „Haben Sie bedacht, was Sie getan? Daß ich hier lebendig von dem Gezeirer gefressen werde?“

Er hängte die Daumen in die Ärmelausschnitte der Weste und winnte vor ihr. Er wußte nicht, daß sie ihn dann mit einem schwanzlosen Vogel verglich. Sein Alter war nicht zu erraten, er schien ihr ein ähnliches zeitloses Tierchen wie Innozenz.

Bedachtam empsahl er ihr nun den Versuch mit Raken, wenn die dem Vogel nicht zu Leibe gehen würden.

„Dem? — Sie wissen, daß der sich vor nichts fürchtet. Neulich hab' ich ihn seiner Hinterlist wegen mit einem Stöckchen getrommelt. Da hab' ich's gehört und gefühlt, daß er wie aus Holz ist. Raken werden das wissen.“

„Herrschafft, wie hat er sich nach der Prozedur benommen?“

Er lag eine ganze Stunde unbeweglich auf der Fensterbank. Ich dachte, er habe sich selber ausgestopft. Aber seine Haltung war doch zu beleidigt. Nie im Leben sei ihm dergleichen geboten worden, drückte sie aus.

Herr Guldentäsch seufzte. „Es ist bestimmt der Fall. Daß Ihre Hände immer ohne Wunden sind! Es sollte einer von uns ihn anfassen, wie Sie es tun, und nun gar schlagen! Dabei bin ich doch sein Herr.“

„Sie kann er natürlich nicht anerkennen.“

„Warum nicht, Fräulein Raseweis?“

„Befehlen Sie ihm doch mal was!“

„Wenn Sie im Zimmer sind —“

Marietta ließ Herrn und Knecht allein, und als sie zurück kam, verbarb der Herr seinen blutenden Finger. Er hatte nur kranken wollen. — Innozenz kam in solchem Fall heran, als sei er bereit, sich die Liebloser gefallen zu lassen, hatte dann aber mit Mörberlust in die Hände, besonders, wenn er sie zuvor in der Nähe des Mädchens gesehen. So war er.

Marietta stöberte zwei Käthchen auf, Wunderwerke der Anmut, die den Mäusen leider keine Beachtung schenkten, aber dafür in unerschöpflicher Daseinslust spielten. Die Herrin hatte zu tun wie noch niemals. Sie richtete die Kleinen ab und nannte sie Sil und Su. Es war unerhört, was Innozenz nun leiden mußte. Die Käthchen besprangen ja seinen Baum nicht, der Insektor warnte. Aber was alles von Marietta ausgedacht wurde!

Da setzte sie nun den Vogel an die Kante des Tisches. Auf

der entgegengesetzten Seite breitete sie die Arme wie eine Brüstungsmauer hin und ließ in den Grenzen die Käthchen kapriolen. Legte dazu auch ihren Kopf auf die Tischplatte, damit sie den für sich als Sprungbrett benutzen konnten.

Dies unerhört tolle Ränkespiel konnte Innozenz niemals ungerührt ansehen. Leider war die glatte Tischplatte für Papageienfüße so untauglich wie möglich. Er verlor auf ihr alles Herren- und Machtbewußtsein. Trotzdem wackelte er, die stehenden Blide nicht von Sil und Su lassend, auf die lebende Mauer zu. Wenn er heran war, entzog sie sich und die Raken dem angreifenden Hieb, und er sah allein auf weiter Flur, einem verbissenen abgeblühten Liebhaber nicht unähnlich, indes das ränkevolle Mädchen sich ausschütten wollte.

In eine solche Szene kam Herr Guldentäsch. Er glaubte — alle Männer würden es geplatzt haben —, dies Rötterle sei für ihn hergerichtet. Und als Marietta den Kopf auf die Platte duckte, aufmerksam den Vogel beachtend, legte er seine Hand auf ihren Hals. „So ein allerliebster Raderchen —“

Sie fuhr hoch wie gestochen. Sil und Su mit zwei Sähen ihr auf die Schultern, wo sie die Ohren zurücklegten und saugten, so gut sie es konnten. Innozenz auf seinem Glatteis erhob mit gestäubten Federn ein Kreischen, wie es noch keiner von ihm gehört. Auch ein mutigerer Mann würde von diesem Bild niedrigen Jornes zurückgewichen sein. Guldentäsch starrte in die feuerpeinenden Blide.

„Mein Himmel — ich — ich machte doch nur einen harmlosen Scherz!“

„I. solche Scherze! So ich jetzt Retourkutsche spielte und Ihnen den Innozenz auf die Schulter setzte, was täten Sie davon halten? Ja, da graust's Ihnen. Ihr Ohr! — Komm, Innozenz, sei still. Köpichen frauen. Komm, altes Herrchen...“

„Altes Herrchen“, wiederholte der Greis. Er hatte das Wort jetzt oft gehört.

Guldentäsch bezog es auf sich. Es tränkte ihn. Mit fünf- und fünfzig Jahren! Ueberhaupt, Marietta war des Teufels. Die zur Frau! Nein. Kreuz genug, daß sie hier wirtschaftete, als wenn sie der Herr wäre. Dagegen konnte er sich nicht auflehnen. Aber eine Ehe mit ihr — — — seine Gesundheit war zu kostbar. Nie.

Wenn nur das Vogelbief nicht so von diesen schmalen Fingern gestreichelt würde! Nicht anzusehen war es auf die Dauer. Erregt und verdrossen verließ er das Zimmer. Als er zu den Gärten einbog, schallte eine neue Bosheit hinter ihm her. Innozenz kannte die Zeile eines alten Minneliedes. Die sang er. Herr Guldentäsch kannte sie auch. Er seufzte. Gemeinheit von Innozenz. Keiner Hohn!

Guldentäsch setzte sich auf eine Sorenkiste. Der Gartenbau-Insektor war gerade da. Er hatte einen verbundenen Daumen und erzählte, daß gestern Innozenz sich aus Mut daran aufgehängt habe. Doch sah der Insektor nicht verärgert oder abgeblüht aus. In seinem frischen Jungmännergesicht mit den blauen Augen stand so ein merkwürdig veronnen-seligster Ausdruck.

Herr Guldentäsch war kein Menschenkenner. Er hat auch nie einen Rebus raten können.

Feuer ohne Anfang und Ende

Ein Erlebnis in der sibirischen Taiga
von Egon von Kapherr

Egon von Kapherr starb am 13. September
im Alter von 58 Jahren.

Bis in die Abendstunden waren wir auf dem Klüßchen gerudert, um unsere an einem der Seen liegende Wohnhütte zu erreichen. Mein Freund und ich hatten dort das Wichtigste zusammengebracht — Gegenstände, ohne die nun einmal das Leben in der Taiga, dem Urwalde, unmöglich ist, es sei denn, man habe einen sehr vollen Geldbeutel und könne ein halbes Jahr sich von mitgebrachtem Proviant — Konserven, Speck und Schinken, Kompott und Marmeladen, Biskuits und Feinzwiebels, Würsten und, nicht zu vergessen, achorigen Wein- und Vitormengen — ernähren. Solcherlei Eisenbestand als Hauptgrundlage einer erfolgreichen Küchenstrategie, „neben dem man ja noch mal einen Fisch oder ein Stück Wild mit Konservenbutter probieren kann“ (wie sich einmal ein hochseiner Herr aus dem Westen ausdrückte), hatten wir nicht, denn wir teilten eine — zwar nicht schändliche, aber dennoch ein wenig lästige — Eigenschaft mit den meisten unserer Mitmenschen: wir waren

arme Teufel. So hatten wir denn einige nagelneue Netze gekauft und bereits mit Schwimmern und Sentern versehen, um damit unseren Bedarf an Fischen zu gewinnen, wir hatten Gehangeln und schöne, fertige Reusen, Körbe zum Beeren sammeln und Pilzholen, wir hatten eine Anzahl Säcke und viele Schnüre, Hanf und Lein, auch Salz und einige Gefäße zum Einpökeln von Wild, wir hatten Nähzeug vom Hosentopf und der groben Stopfnadel bis zur mittelfeinen Nadel und zum Zwirnfaden, wir besaßen einiges Handwerkzeug und natürlich Petroleum für unsere drei bescheidenen Lämpchen, einige Pakete Lichte und — kurzum, was man sonst noch so braucht, unbedingt braucht. —

Die Abendfahrt war fürchterlich. Schon an den heißen Tagesstunden war es mitunter schwer, zu atmen, denn dicker Rauch lagerte über der ganzen Gegend. Seit vielen Tagen brannte der Urwald in riesiger Ausdehnung — es mochte jetzt, Mitte August russischer Zeitrechnung, etwa ein Gebiet so groß wie Sachsen in Brand stehen! Seit Monaten war kein Tropfen Regen gefallen — kein Wunder, daß da derartige Brandkatastrophen auftraten, ist doch der Russe wenig waldliebend und sehr gleichgültigen Charakters. Die Sonne zeigte sich nur, wenn ausnahmsweise ein wenig Wind wehte, hinter braungelben Schleiern wie eine mattrote Scheibe, alles war in gelbes Licht getaucht. Nachts war schreckliche rotegelbe Dämmerung gewesen, der Horizont sah aus wie ein tiefrotes Band — fast im Kreise um uns.

Jetzt viel das Atmen schwer — mitunter mußten wir uns auf die Wasserfläche herabbücken, denn etwa meterhoch über dem Fluß war die Luft einigermaßen rein. Als wir auf den großen See hinaustamen, an dem unsere Hütten lagen, konnten wir freier atmen, denn hier gab es frischeren Luftzug, und das Rauchgewölke zog hoch über die Gipfel der Fichten, Zirbeln und Kiefern der Ufer. Unsere Hütten waren unversehrt, und mein Freund glaubte hoffen zu dürfen, daß das Feuer gar nicht hierher kommen würde, da sich ein stark bemerkbarer Westwind aufgetan hatte und wahrscheinlich den Brand von uns fort treiben würde. Dieser selben Meinung war auch der stille, aber kluge und erfahrene Diener und ständige Begleiter meines Freundes, ein Tatar namens Ibrahim, der während unserer Abwesenheit hier geblieben war und den Zug der Brände beobachtet hatte. Er hatte sogar frische Fische gefangen und bereitet sie uns zum Abendessen, nach dem wir, mehr tot als lebendig vor Müdigkeit, sofort auf unsere Priischen sanken und einschliefen.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich durch heftige Stöße gegen meine Schulter und den lauten Ruf „Stawai, Stawai!“ geweckt wurde. „Maschallah, hat der Mann einen Bombenschlaf,“ hörte ich jetzt Ibrahim deutlicher — sprang auf, fast ohne Atem, mit brennender Brust, taumelte vor die Hütte und — sah, daß alles ringsum lichterloh brannte. Unser kleines Vorratshäuschen mit allem darin, die Nebenhütte Ibrahim und unserer Fischergehilfen, das große, abseits bei den drei mächtigen, alten Zirbelkiefern liegende Boot — alles war in Glut und Flammen, Dampf und Rauch, und nur der schmale Wiesenzugang zu unserem Landungssteg, an dem unsere leichten Kanus lagen, war noch frei. Gewehr und einige Kleider, Beil und Messer hatte ich mit schnellen Griffen gepackt und war nun neben Ibrahim mit fünf langen Sähen — hystend, halb erstarrt, am Steg. Dort fand ich die anderen, schon in den Räuhnen, teilweise schon draußen auf dem See.

Schnell stiegen wir ab — auch meinen Hund zog ich noch ins Boot. Dann ruderten wir auf die Seefläche hinaus — tief gebückt über den Wasserpiegel, um den kurzen Rest der Nacht abzuwarten. Am Tage kam starker Westwind auf, der zwar die Brände, wie wir hörten, mit fürchterlicher Gewalt weiter südlich und östlich ins unendliche Land trieb, mehrere Dörfer an der Randzone des Urwaldes mit Vieh und Ernte vernichtete, uns aber Erleichterung schaffte, da er die Gegend leidlich rauchfrei machte. Als wir nach unserer kleinen Niederlassung zurückkamen, fanden wir nichts vor, als Kohlen und Asche — unsere Hoffnung auf gute Herbstfischerei war vernichtet. Natürlich hatten wir auch als Jäger nichts mehr hier in der Gegend zu suchen: alles Wild, das nicht in Flammen und Rauch umgekommen war, war selbstverständlich weit fortgewandert.

Erst vier oder fünf Tage später gab es — plötzlich und unerwartet — Regen, echten, sibirischen Gukregen, eingeleitet von Gewittern, von denen sich der Mitteleuropäer kaum eine Vorstellung machen kann. Der Regen dauerte eine reichliche Woche an, fast unvermindert stark, und setzte alle Niederungen, Moore, Wiesengründe unter Wasser, ließ die Flüsse über die Ufer treten und machte kleine Rinnale und Bäche zu brausenden Wildströmen.

Da war es natürlich aus und zu Ende mit der Brandverwüstung — was aber geschehen war, welcher Schaden angerichtet, zeigte phantastische Ausmaße. Das ist — Botschewismus der Natur: es gibt kein Maß, keine Grenzen.

Büchertisch

Der durch seine kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen weit über Thorn hinaus bekannte Pfarrer Dr. Reinhold Heuer hat nun auch die heimatkundliche Forschung unserer Volksgruppe um ein neues Werk bereichert. Seine neue Veröffentlichung

„Drei Jahrhunderte Bauernleben in der Weichselniederung, 550 Jahre Bürgerleben in der Stadt Thorn“

ist nur auf den ersten Blick eine Geschichte seiner eigenen Vorfahren und der Vorfahren seiner Frau. Die mit großer Liebe sorgfältig durchgearbeitete Familiengeschichte ist eingespant in den größeren Rahmen dörflicher und städtischer Kulturgeschichte mehrerer Jahrhunderte. Mit den Weichseldörfern um Thorn die Generationen hindurch der Sippe der Heuer Heimat waren, erleben wir die Zeiten der schwedischen Kriege, der polnischen Teilung, der Franzosenzeit und des sozialen Aufstieges im 19. Jahrhundert. Wir hören von bäuerlichem Brauchtum, alten Liebern und Spielen, von der Einfachheit eines Schulmeisterhauses und den Wanderjahren eines Tischlergesellen.

Diesem bäuerlichen Kulturspiegel steht eine ebenso reiche, ja vielleicht noch buntere und vielseitigere Schilderung städtischen deutschen Lebens in der alten Weichselstadt Thorn zur Seite, die bis ins 14. Jahrhundert zurückgeht und den Leser mit den alten Geschlechtern Thorns, mit Ratsherren und Bürgermeister, Kaufleuten und Gelehrten bekannt macht. Die schicksalsvolle Geschichte der reichen Handelsstadt, die um ihres Glaubens willen schwere Drangsale erleben mußte, wird dem Leser wieder in Erinnerung gebracht. Auszüge aus Familienchroniken und persönlichen Erinnerungen erhöhen die Ursprünglichkeit der Schilderung. Die gemütvollen und mit viel Humor gewürzte Darstellung versteht den Leser ganz in jene alten Zeiten, in denen deutsches Wesen und deutsche Art in Pommerellen fest verwurzelt war, auch in den Jahrhunderten polnischer Regierung nach der Ordensherrschaft. Tiefe und innige Heimatliebe macht das Buch zu einer wertvollen Bereicherung unserer heimatkundlichen Forschung.

Das Buch ist im Lutherverlag zu Posen erschienen und kostet im Buchhandel 2.80 Mark.

Heinz Gerhard, Kameraden an der Memel. Roman. Broschert Rm. 4.—, Leinen Rm. 5.60. Brunnen-Verlag — Willi Bischoff, Berlin SW 68.

Dieses Buch, das ein Deutscher von der Memel selber schrieb, ergreift uns durch seine Lebensnähe. Im Schicksal eines jungen Deutschen und seiner Freunde erleben wir den Kampf der Deutschen von der Memel um ihre völkische Selbstbehauptung. Wir teilen ihre Erfahrungen, ringen mit ihnen um das Recht und — leiden mit ihnen. Da begegnet uns der pflichtgetreue Beamte, der unter den Rechtsbrühen litauischer Willkürherrschaft seelisch und körperlich zusammenbricht. Arbeitsame Bauern lernen wir kennen, aufrechte Menschen, die eine widersinnige Agrarpolitik langsam zugrunde richtet und der Ausbeutung durch gewissenloser Profitgier überläßt. Für jeden einzelnen wurde in den letzten Jahren das Los immer härter, aber selbst der größte Terror, der um und über sie herrscht, die täglichen rechtswidrigen Verhaftungen, die widerrechtlichen Eingriffe in ihre Selbstverwaltung und jenes schamlose Bluturteil von Kowno können sie alle nur fester zusammenschmieden. Schließlich sagen wir uns doch, daß die Seelenstärke über die Haut siegen muß. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, das die Deutschen von der Memel in harter Gelassenheit und mit beispiellosem Aussehen erwarten. Wir spüren es mit jedem Wort in diesem Buche, hier schreibt einer unmittelbar aus der tief empfundenen Not heraus den Schicksalsroman der Deutschen von der Memel.

*röbliche Ecke

Glücklicher Schicksal

„Diese Nacht sah ich plötzlich einen dunklen Schatten an der Wand. Ich schoß darauf mit meiner Pistole, und dann knippte ich das Licht an. Und da merkte ich nun, daß ich auf meinen Mantel geschossen hatte!“

„Na — und?“

„Denk dir, das Glück für mich! Wenn ich nun den Mantel gerade angehabt hätte?“

Er weiß sich zu helfen

Hausfrau: „Aber Patricio! Als Sie mich um Alkohol baten, sagten Sie, Sie hätten ihn zum Putzen der Spiegel nötig; und nun sehe ich, daß Sie ihn tranken!“ — Diener: „O nein, gnädige Frau. Ich schluckte ihn nur, um dann den Spiegel anzuhauen.“ (Caras y Caretas.)